

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 18

**Artikel:** Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]  
**Autor:** Wenger, Lisa  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636306>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerel Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

5. Mai

## □ □ Ha vom Rain es Liedli ghört.\*) □ □

Don Joseph Reinhart.

„O wie schön deheime,  
O wie schön isch's i der Schwyz!“  
Ha vom Rain es Liedli ghört,  
Schwyzerchind hei's gsunge,  
Aber hinder Bärge und Slueh  
Singt der Chrieg sy Wys drzue:  
„Um und um,  
Jung und gsung!“  
'S het gar truurig g'chlunge. —

„O wie schön deheime,  
O wie schön isch's i der Schwyz!“  
D'Schwyzerchind am Buecherain  
Stöhd as wie im Schrücke,  
Ha 'nes wyßes Cübli gseh,  
I vergisse's nümme meh:  
„Um und um,  
Jung und gsung!“  
Mit bluetrote Säcke. —

\*) Entnommen der Gedichtsammlung „Im grüne Chlee“, die eben in 3., vermehrter Auflage erschienen ist (Verlag A. Francke Bern). Der Solothurner Lieberdichter versteht es wie kaum ein zweiter die feinsten Stimmungen unserer Landschaft und die zartesten Empfindungen und Regungen des Schweizerherzens aufzufangen und in Poesie zu verwandeln. Wie einen blütenduftenden Maientag erleben wir sein liebes Lieberbüchlein. Doch wie gelegentlich über die Juraberge her dumpfer Kanonendonner herüberbrüllt in unsere friedliche Landschaft, so klingt aus einigen seiner Gedichtchen ein wehmütvolles Sich-erinnern an das große Weltleid unserer Tage. Reinhart's Poesie ist immer naturfark und seelenreich zugleich. Sein Lieberbuch darf noch viele Auflagen erleben. Möge es in jedem Schweizerhause ein gutes Plätzchen finden! H. B.

## □ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Es ging alles ausgezeichnet, als Martin und Lis sich in ihrem zukünftigen Heimatsort vorstellten. Sie sah zwar auch in ihrem Alltagshut viel zu hübsch aus, um den Eindruck einer gebiegenen Lehrersfrau zu erwecken, andererseits nahm sie aber die schmunzelnden Dorfbeherrscher spielend gefangen mit ihrem natürlichen und fröhlichen Wesen.

Das Schulhaus barg eine sonnige Lehrerswohnung. Ein Garten mit viel bunten Strohblumen und Geranien, Bienenstöcken und einem Hühnerhaus ließen Martins Gesicht erstrahlen. Er gelobte sich, sich so viel Glückes wert zu machen und die Kinder, die ihm anvertraut wurden, lieb zu haben und sie teilnehmen zu lassen an dem schönen, gesunden und dankbaren Leben, dem er entgegenging.

Lis war zufrieden. Martins tiefe, heiße und selbstlose Liebe vermochte alles Gute aus ihrem Herzen herauszuholen und sie gab Martin so viel, daß er oft, blaß vom Erleben, die Augen schließen mußte.

Sie hatte mit Feuereifer angefangen an ihrer Aussteuer zu arbeiten, zu der die Mutter, eigentlich Vater Stefan, Wolle und Leinwand gespendet hatte. Sie nähte ein paar Tage lang. Aber als sie tagelang genäht hatte,

wurde ihr die Säkerei langweilig. Sie klopfte der Dorfnäherin an das Fenster und bestellte sie für ein paar Tage.

„Sie macht sich, sie macht sich,“ sagte der Schmied, wenn er über sich das Ticken der Nähmaschine hörte. Mutter Marei aber wußte, wer da nähte. Sie stellte sich vor Lis und schalt, daß andere ihre Aussteuer fertig machen mußten.

„Ich habe anderes zu tun,“ sagte Lis und schnitt sich eine Bluse zurecht, eine Kunst, die sie in der französischen Schweiz recht gut gelernt hatte. Die Bluse wurde fertig und eine zweite in Angriff genommen, in der Lis, wie Martin behauptete, noch herziger aussah als in der ersten. Mutter Marei ließ die Näherin auf dem Läublein hinter dem Haus nähen, denn dort störte sie niemand und hörte sie keiner.

Und dann mußte Lis kochen und baden und mußte Hüte steden und Kragen stiden und tausenderlei Dinge treiben. Mit Geschick und merkwürdig viel Geschmac tat sie das. Es wäre wohl nie ein Mensch, der sie von Laden zu Laden eilen sah, auf den Gedanken gekommen, daß er ein Dorfmädchen vor sich habe. Den Fremden, die im Sommer das Dorf besuchten, fiel sie auf durch die Art,

wie sie sich kleidete: einfach, geschmackvoll, modisch und doch nur auffallend durch den Reiz ihrer Persönlichkeit.

Martin fand sie in jedem Kleid gleich schön, wußte aber nie, wie sie angezogen gewesen, wenn sie mit ihm spazieren gegangen, ob blau, grau, grün oder rot. Doch hatte Lis gute Augen und sah wohl, wenn sie durchs Dorf ging, daß nicht alle Spaziergänger so wenig Sinn für Kleider hatten wie ihr Martin.

Sepp hatte, wie Vater Stefan, das trübe Prophezeien aufgegeben, denn Lis war lieb, fröhlich und anspruchslos, wenn sie ungefähr hatte, was sie wünschte. Vom Theater und Stadt war nicht mehr die Rede. Sie überschüttete Martin mit Zärtlichkeiten, und er dankte es ihr durch tiefste Liebe und Hingebung.

Als es so weit war, daß Sepp auch seinen zweiten geschnitzten Stuhl beendet hatte und dem jungen Paar schenkte, war auch die Zeit gekommen, daß sie heiraten konnten. Das Unerhörte geschah, daß Sepp auf eine Hochzeit ging in einem neuen braunen Gewand, und das noch Unerhörtere, daß er eine Rede hielt.

Eine richtige Rede war es zwar nicht, nur ein paar Worte, und die hörten nur Martin und Lis.

„Jetzt kommt's auf euch an,“ sagte er feierlich, „ob ihr in eine Falle geraten seid oder ins Paradies. Ist's eine Falle gewesen, so gönnt einander das Beste, damit ihr es aushaltet, ist's das Paradies, so gebt acht, daß keines das andere daraus vertreibt.“

„Es ist das Paradies,“ sagte Martin. Lis schwieg aber der Gedanke, sie könnte in eine Falle geraten sein, machte sie lachen.

An Brummbaß und Geigen hatte der Schmied nicht gespart. Er hatte sein Schiffchen am Trodnen und Martins Mutter war eine reiche Bauerntochter gewesen. Es durfte hoch hergehen. Mutter Marei saß mit feuerroten Baden und einer schwarzen Spitzenhaube obenan und regierte mit den Augen die Aufwärterinnen. Rotér und weißer Wein wurde geschenkt, Schinken, Braten, Berge von Schmalzgebädem und Kuchen stachen den Gästen in die Augen. Mit dem Zuderwerk liebäugelten die geladenen Kinder, die mit Kränzen auf den Flachstöpfen nach der Musik tanzten und hüpfen, spielten, lachten und sich weder um das Brautpaar noch um die Gäste kümmerten, bis eines der Kleinen nach dem andern irgendwo hinter dem Ofen, auf einem Sofa, einem Lehnstuhl oder auf dem flachen Boden liegen blieb und glücklich einschlief. Die Alten dehnten die Freude bis zum hellen Morgen aus, hatten vom Essen, Trinken und Festfeiern übergenug und suchten endlich müde und schwankend ihre Schlafstätten.

Martin und Lis waren in einem Wägelein in ein schönes Dörflein gefahren, dem die Geranien vor den Fenstern standen und das rote Weinlaub über die Mauerlein hing und in dem ihre Patin wohnte. Dort wollten sie bleiben. Die Patin hatte ihnen einen wunderbaren langen und dicken Kranz über die Türe gehängt und mit einer Stednadel einen Bogen Papier festgesteckt. Darauf hieß es:

Tretet glücklich ein.

Ihr sollt sein wie Wein,

Je länger im Faß,

Um so edleres Raß.

Ihr sollt sein wie Brot,  
Das in Freud schmeckt und Not.

Ihr sollt sein wie Saß,  
Wie Wasser und Schmalz,

Ohne das man auf Erden

Seines Lebens nicht froh mag werden.

Als Martin Lis über die Schwelle führte, tat er ein Gelöbnis in seinem Herzen, daß, wenn er es hindern konnte, Lis' Fuß sich nicht stoßen solle, solange er lebe. Seine Stirne wurde heiß und seine Augen wurden feucht vor lauter Glück.

Die Kinder von Urbach gingen mit Freunden zur Schule. Sie langweilten sich nicht mehr. Sogar die Rechenstunde — und das will viel sagen — verstand der Lehrer in Freude zu verwandeln. Da ging die Frau Eins zur Frau Zwei auf Besuch, und die Frau Drei und Vier waren auch eingeladen, und daß dann vier am Kaffeetisch saßen, war doch selbstverständlich. Und auf der Schiefertafel liefen die Zahlen und Buchstaben so lustig hinter einander her und hatten dicke Bäuchlein wie des Bäckers Jüngster, oder sie marschierten nebeneinander wie Soldaten und hatten Tornister auf dem Rücken, oder sie hatten dicke Köpfelein, oder es waren welche da, die J zum Beispiel und die U, und andere, die warfen ihre Zeichen wie Bälle in die Höhe, und dort mußten sie während der ganzen Stunde bleiben. Wie sollte da eine Rechenstunde nicht lustig sein?

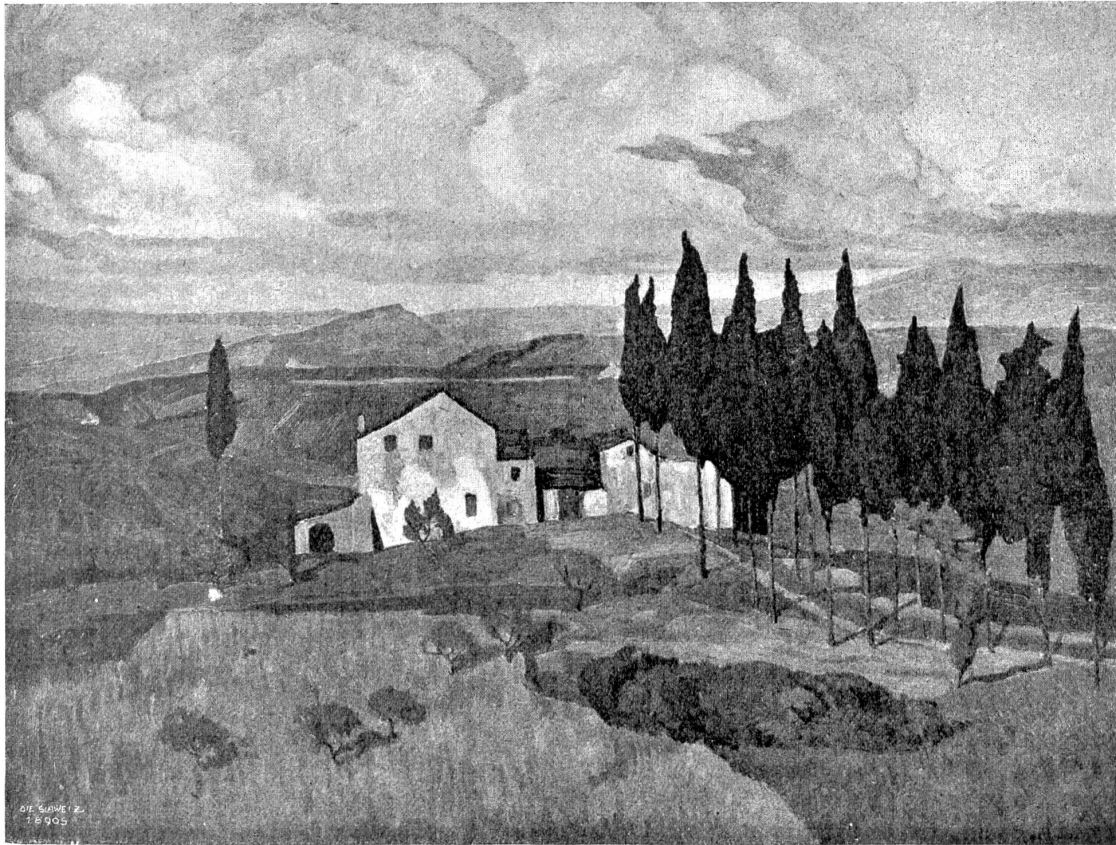
Und wer einen Regenwurm zeichnen konnte, oder gar ein Wägelein oder ein Schifflein, der durfte am Mittwoch mit dem Herrn Lehrer in den Wald, und die Lehrersfrau nahm Zwetschgen und Brot im Körblein mit, und der Lehrer sang ihnen Lieder vor, und sie spielten alle zusammen — oh, es war ein lustiges Leben.

Der Zufriedenste aber von allen war der Lehrer Martin Born selber. Er konnte am Morgen nicht aus dem Fenster sehen, ohne daß ihm von dem Herbstganz draußen die Augen leuchteten, und abends, wenn er zum Sternenhimmel hinaussah, wurde ihm noch andächtiger zumut.

Die ersten Wochen liebte er Lis mit übergroßem und noch unruhigem Glück, dann, gehalten durch seine Arbeit, mit einem Herzen voll tiefer Zärtlichkeit. Lis füllte sein Herz, die Schule sein Denken aus.

Lis' schwarzes Köpfchen und ihre zierliche Gestalt standen dem Dorf wohl an. Die Bauern schmunzelten. Allerdings meinten sie, es komme dem Schulmeister zugut, daß „die Seine“ ihm nicht müsse ernten und heuen helfen und daß Vater Stefan nachhelfe, und die Bäuerinnen schüttelten die Köpfe, wenn Lis auf dem Feldweg, der zum Schulhaus führte, daherkam wie eine Stadtdame. Im ganzen war sie aber beliebt, und es blieben alt und jung bei ihr stehen, um ein wenig zu plaudern. Sie war eben doch schon in der Welt draußen gewesen, konnte französisch, verstand ihre Hüte und Blusen selbst zu machen, und das vermochte keines der derbhändigen Weiber.

An Sonntagen kam etwa Mutter Marei angefahren, das Einspännerlein vollgepackt mit Mehl und Schinken, mit Kaffee und Zuder und einer „Züpf“, die braun und glänzend aus dem Papier, in das sie eingewickelt war, herausquakte. Oder der Schmied kam, sah sich alle Ecken an und hörte mit scharfen Ohren auf den Glückston in Martins Stimme. Es fiel ihm nichts Ungutes auf. So



Raphael de Grada: Coskanische Landschaft.

ließ er denn etwa eine Banknote oder ein Rölllein Silber in Lis' Arbeitskörblein fallen, denn trotz den Zinsen von dem Geld, das Martins Mutter ihm hinterlassen, war am Ende des Monats nicht viel übrig. Lis hielt sich ein Mägdlein, und alle Augenblicke fehlte etwas in ihrem jungen Haushalt.

So ging Woche um Woche dahin. Der Schnee lag auf den Dächern und die Meissen kamen und bettelten um Futter und Lis saß am Fenster und schaute hinaus. Es war aber nicht viel zu sehen. Die Stunden wollten nicht so recht vorwärts. Eine wie die andere ging langsam vorüber, eine gleich der andern. Lis las nicht besonders gern. Aber sie plauderte gern und mit wem sollte sie plaudern? Das Schulhaus stand draußen vor dem Dorf, und die Bäuerinnen mochten nicht wie Störche durch den hohen Schnee stelzen, wenn's auch wunderschön zu gehen war unter den verschneiten Bäumen, von denen die Vögel die roten Beeren pflückten.

Lis langweilte sich. Als Martin das merkte, kaufte er irgendwo einen Schlitten, schabte und hobelte an ihm herum, hing Glöcklein daran, und fuhr Lis in die Winterlandschaft hinaus. Sie hatte aber bald kalte Füße, und meinte, sie sei eigentlich kein Kind mehr, kurz, der Schlitten

stand bald aufrecht hinter dem Haus unter dem breiten Dach und schmückte sich nach und nach mit einer hohen Schneehaube.

Martin suchte seine Liederbücher hervor und versuchte des Abends mit Lis zu singen. Oder er sang allein, und seine wunderbare Stimme erfüllte das Zimmer mit Macht. Lis hatte aber an der Musik keine besondere Freude, und Martins Ueben, das er jetzt, da im Garten nichts mehr zu tun war, wieder aufgenommen, war ihr lästig.

Sepp kam, aber selten und ungern. Er behauptete, er passe nirgends in der Welt hin, als in den Wald. Wenn er da war und erzählte, erwachte in Martin das Heimweh, die Sehnsucht nach der Seele des Waldes, die er so oft hatte durch den Wald ziehen hören, und deren leiser Gang ihm vertraut gewesen. Er war schweigsam, so lange Sepp, der nach Tannenharz roch, und dem manchmal ein Eichhorn aus den Rockfalten sah und manchmal ein zahmer Zeisig, da war. Lis neckte Sepp und riet ihm an, selber zu heiraten, er könne dann herausfinden, ob es eine Falle sei oder ein Paradies. Dabei lachte sie so lustig und sah Sepp hell in die Augen, daß er zufrieden mit dem, was er gesehen, sich heimwärts trollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber Geschichte und Bau des Panama-Kanales. (Schluß.)

**E. Die wichtigsten Arbeitsmaschinen und ihre wesentlichsten Arbeitsleistungen.**

In der intensivsten Bauperiode standen 377 Bohrmaschinen, die während mehreren Jahren monatlich rund

150 Kilometer Bohrlängen abtrufften, in Tätigkeit. Die jährlich verbrauchte Dynamitmenge betrug 3000 Tonnen. Zum Aushub des gelockerten Materials kamen zwei Typen von Dampfschaufeln oder Löffelbagger zur Ver-